

TRIBÜNE

Ego-Ausbrüche und Entfremdung

Gastkommentar

von HANS PFLEIDERER

Das Ego ist zur Währung unserer Zeit geworden. Es verkauft sich in Klicks und Kommentaren, in Selfies und Signaturen. Wir wechseln Aufmerksamkeit mit Respekt, Selbstbehauptung mit Selbstbewusstsein. Der Nachbar im Mietshaus, den unsere Geräusche stören, verteidigt nicht seine Ruhe oder seine Kinder, sondern die fragile Illusion, dass er mehr zählt als ich. In einer Welt der Vereinzelten ist Bedeutung das letzte Luxusgut.

Soziale Netzwerke sind das Labor des Egos. Jeder Skandal ist ein Ausbruch, jeder Like ist ein kleiner Sieg über die Unsichtbarkeit. Wir bilden digitale, soziale Gruppen, die nicht durch Vertrauen verbunden sind, sondern durch geteilte Abneigung. Und so entsteht eine Zivilisation aus verletzten Ichs – laut, fragil, überzeugt von ihrer moralischen Überlegenheit und doch pathologisch allein.

Aber das Ego ist kein Zuhause. Es ist eine provisorische Behausung auf dem eisglatten Grund unserer Angst. Je grösser es wird, desto weniger Raum bleibt für uns selbst. Früher zwang uns Hunger zusammen, heute trennt uns die Bequemlichkeit. Fehlt uns das gemeinsame Ziel, erschaffen wir künstliche Konflikte – zwischen Nachbarn, Kollegen, Nationen. Ohne Sturm erfinden wir Sturm, machen Wind. Vielleicht braucht unser Nachbar uns, um sich lebendig zu fühlen. Vielleicht sind seine Wutanfälle eine primitive Form der Kontaktaufnahme. Denn Wut ist, so grotesk es klingen mag, auch eine Art von Beziehung.

Das moderne Leben bietet alles ausser Bedeutung. Wir haben Sicherheit ohne Vertrauen, Freiheit ohne Verbundenheit, Wohlstand ohne Gemeinschaft. Wir sind überfüllt mit Optionen und leer an Zugehörigkeit. Das Ego bläht sich auf, um das Vakuum zu füllen. Man kann zehn Jahre in demselben Haus wohnen, ohne die Namen über oder unter der eigenen Klingel zu kennen. Anthropologen sagen, dass Menschen in traditionellen Kulturen achtzig Prozent ihres Lebens in Gesellschaft verbringen. In unseren Städten ist es heute umgekehrt. Wir leben wie Könige – bequem, sicher und einsam.

Entfremdung hinterlässt keine blutigen Spuren. Sie zeigt sich in Schlaflosigkeit, Angst, einer leisen Scham, überhaupt zu existieren. Psychologen nennen das erlernte Hilflosigkeit. Man könnte es die sanfte Folter der Moderne nennen. Im Zeitalter des Misstrauens übernimmt man schnell die Schuld am Anderssein. Anders verhält es sich bei Menschen in Kriegsgebieten – nichts besitzend, aber einander zugehörig. Gefahr löscht das Ego. Wenn Überleben nur gemeinsam gelingt, zählt niemand mehr die Likes. Paradox: Krieg kann menschlicher sein als Frieden.

Wir haben uns selbst optimiert, bis kein Platz mehr für Nähe blieb. Sogar unsere Sprache verrät uns. Privatsphäre klingt edel, bedeutet oft nur Isolation. Autonomie klingt stark, meint häufig Verlassenheit. Wir verwechseln Getrenntsein mit Freiheit.

Doch es gibt Hoffnung. Katastrophen erinnern uns an das, was wir vergessen haben. Wenn Wasser über die Ufer tritt oder Feuer Städte verschlingt, finden Menschen zueinander. Dann teilen sie Werkzeuge, Brot, Geschichten. Dann klingt das Wort Nachbar wieder wie ein Versprechen. Warum warten wir auf den Sturm? Warum nicht jetzt, mitten im Alltag, das Stammesleben zurückholen – beim Grüßen, Helfen, Zuhören?

Vielleicht ist Gemeinschaft kein nostalgisches Relikt, sondern eine Überlebensstrategie, die wir neu lernen müssen. Entfremdung ist kein Schicksal. Sie ist menschengemacht, also umkehrbar. Aber sie verlangt Mut zur Bedürftigkeit – den Mut, sich selbst nicht genug zu sein.

Bedeutung entsteht nicht im Monolog, sondern im Zwischenraum, dort, wo zwei Menschen sich berühren. Vielleicht sind alle Ego-Ausbrüche dieser Welt nichts anderes als unfreiwillige Lebenserklärungen – verzweifelte Beweise dafür, dass wir existieren. Am Ende bleibt eine Erkenntnis, so schlicht wie schwer: Zugehörigkeit ist nicht Bequemlichkeit, sondern Notwendigkeit.

Hans Pfleiderer ist Architekt und Filmemacher. In seinen Texten untersucht er die kulturellen und psychologischen Räume der Moderne.